

FRIEDENSPREIS 
DES DEUTSCHEN BUCHHANDELS

1960
Victor Gollancz

Börsenverein des Deutschen Buchhandels



Bundespräsident Dr. Heinrich Lübke

Laudatio

Geehrte festliche Versammlung, verehrter Herr Gollancz!

Der Börsenverein des Deutschen Buchhandels hat dem englischen Schriftsteller und Verleger Victor Gollancz den Friedenspreis 1960 zuerkannt. Damit ehrt er nicht nur ein außerordentliches Werk; er zeichnet den Menschen Victor Gollancz aus, dessen berufliches Leben und Wirken stets im Einklang stand mit seiner inneren Überzeugung, der auch dann, wenn seine Worte der öffentlichen Meinung widersprachen, furchtlos der Wahrheit diente; den redlichen Menschenfreund, der sich in Wort und Schrift einsetzte für Frieden und Freiheit in der Welt; den warmherzigen Freund Deutschlands, der zwar gegen das Unrecht kämpfte, das im deutschen Namen begangen wurde, der dem deutschen Volke aber ein hilfsbereiter und erfolgreicher Anwalt war.

Victor Gollancz wird es verstehen, daß ich die Würdigung seines Werkes aufbaue auf den in seinen Schriften vertretenen Grundgedanken und deren besonderer Auswirkung auf sein persönliches Verhältnis zu Deutschland. Ich beginne da, wo er mir nach dem Zusammenbruch Deutschlands zuerst begegnete.

Wir Deutsche waren Besiegte. In den Augen vieler galten wir als Menschen minderen Rechts, als Parias, die den Stempel der Schuld auf ihren Stirnen trugen und so von der übrigen menschlichen Gemeinschaft weitgehend ausgeschlossen waren. Alles, was unser geschichtliches und kulturelles Wollen und Können ausgemacht hatte, auch die Zeugnisse einer großen und ehrenhaften Vergangenheit, schienen fragwürdig geworden. Der Krieg hatte unsere materiellen Lebensgrundlagen zerstört. Die in Trümmer gelegten Städte - Berlin, Breslau und Dresden, Königsberg und Freiburg, die Industriezentren an Rhein und Ruhr und Frankfurt - waren Brutstätten der Verzweiflung geworden.

Was Gollancz in jenen Jahren 1946/47 in Deutschland sah - und er begnügte sich nicht mit oberflächlichen Eindrücken - hat er im Januar 1947 zusammengefaßt in seinem Buch »In Dar-

kest Germany«. Mit diesen Bildern aus Elendsquartieren, in denen Menschen wie Tiere hausten, aus überfüllten und mit unzulänglichen Mitteln ausgestatteten Krankenhäusern, in denen die Menschen Hungers starben, aber auch mit seinen Schilderungen von Deutschen, die trotz aller Widrigkeiten daran gingen aufzubauen, hat er sich an das Gewissen des englischen Volkes gewandt. Und viele seiner Landsleute, die bislang verständliche Haßgefühle gegen die Deutschen hegten, auch solche, die damals Einfluß auf das deutsche Schicksal hatten, begannen nachzudenken, zu begreifen und zu helfen. Gollancz' Buch wurde von vielen gelesen. Die erste Auflage war bereits im ersten Monat ihres Erscheinens vergriffen, eine zweite folgte ihr und bereits einen Monat später eine dritte. Die Berichte, oft aus der Unmittelbarkeit des eben empfangenen Eindrucks niedergeschrieben, sind glänzende Analysen. Gleichzeitig sind sie aber auch Anklagen und unüberhörbare Forderungen, den Menschen im Deutschen zu sehen und ihn entsprechend zu behandeln.

Aus Zeitgründen entnehme ich diesem Buch nur ein einziges Zitat. Über die Jugend in Deutschland schreibt er: »Die Haltung der jungen Menschen schwankt zwischen einem verständnislosen Staunen, noch mit freundlichen Gefühlen für die Engländer - das ist die Minderheit - und Bitterkeit, Zynismus und wachsender Feindseligkeit uns und unserem Wirken gegenüber. ... Und sie fragen, ob Demokratie Hungerationen und Mangel an den dringendsten Lebensnotwendigkeiten bedeute, oder ob sie bedeute, daß man Menschen aus ihren Wohnungen treibt und ihnen ihre Möbel wegnimmt, ob sie bedeutet, daß man Schiffswerften in die Luft sprengt, Fabriken schließt und Zehntausende von Arbeitern auf die Straße setzt. ... Zugrunde liegt dem allen die Angst vor der Zukunft. Wieder und wieder hat man mir gesagt: >Es ist uns nicht wichtig, wie hart unser Leben sein wird, wenn wir nur auf etwas hoffen können.<<

Es ist Victor Gollancz damals gelungen, die Trägheit der Herzen und die Verdunkelung der

Gehirne in weiten Kreisen der englischen Bevölkerung zu überwinden. Wir haben es ihm zu danken, daß der Bann damals wenigstens teilweise gebrochen und auch das Verbot der Fraternisierung aufgehoben wurde. Gerade hierin sah er die schlimmste Sünde gegen die Menschlichkeit.

Victor Gollancz hat sich aber nicht damit begnügt, die großen Linien einer verantwortungsvollen Deutschlandpolitik aufzuzeigen, die auf Versöhnung und Gerechtigkeit aufgebaut sein sollte. Er hat jeden Fall der Rücksichtslosigkeit oder ungerechter Behandlung, der ihm vorgetragen wurde, aufgegriffen, gleichviel, ob es um die Verelendung der Jugend, den Hunger der Menschen, die Demontage verbliebener Arbeitsmöglichkeiten für Deutsche oder um die Kriegsgefangenen ging. Indem er dem einzelnen helfen wollte, versuchte er, dem ganzen deutschen Volk menschenwürdige Lebensbedingungen zu schaffen, und indem er Deutschland vor der Verelendung bewahren wollte, suchte er, Europa zu retten. So dürfen wir auch die Gründung der Organisation »Save Europe now« verstehen. Sie sollte das Gewissen der Europäer wecken und das Gefühl einer europäischen Gemeinsamkeit aufbauen.

In den zwei Bänden seiner Autobiographie finden wir viele Zeugnisse dieses Willens zur Brüderlichkeit allen Menschen gegenüber und des Bewußtseins der Verpflichtung, allen Notleidenden zu helfen. Gleichzeitig findet in diesen Werken die literarische Begabung Victor Gollancz' ihren sichtbarsten Niederschlag. Manchmal läßt er den gesponnenen Faden seiner Erzählung oder seiner Reflexion einfach fallen, weil ihm plötzlich eine Blume oder ein Regenbogen in die Augen springt. Er kann sich verwundern über alltägliche Naturerscheinungen, wie es nur Kinder oder Weise vermögen. Bezeichnenderweise sagte Goethe einmal: »Wer sich nicht mehr verwundern kann, hört auf, ein Weiser zu sein.«

Victor Gollancz, der Feind, der uns wie unser bester Freund begegnete, der Brite, der nicht Unterwerfung verlangte, sondern um unser Vertrauen warb, der Jude, der uns nicht als Mörder ansah, sondern als »Mitglieder der allumfassenden Bruderschaft der Menschen« hat damals einen Sieg über uns errungen, der im menschlichen Bereich viel schwerer wiegt als ein Sieg der Waffen. Er hat die Menschen gewonnen, zueinandergeführt und damit den Frieden berei-

tet.

Angesichts seiner Großmut und seines rastlosen Einsatzes für Deutschland müssen wir uns fragen: Woher bezog Victor Gollancz den Antrieb und die Kraft zu solchem Handeln und woher den Mut, sich dem allgemeinen Trend zu widersetzen? Wie brachte er es fertig, trotz aller Scheußlichkeiten, die - wenn auch nicht von uns, so doch in unserem Namen - begangen worden waren, uns ohne Ressentiments, ohne Haß zu begegnen? Wie konnte es sein, daß er damals schrieb, er liebe die Deutschen?

Wenn man sein Leben zurückverfolgt und wenn man liest, was er in den zwei Bänden seiner bekenntnishaften Autobiographie »My dear Timothy« und »More for Timothy« schildert, dann spürt man, daß eine der bestimmenden Triebkräfte in seinem Leben die starke, ungemein tiefe Religiosität ist. Ich meine damit nicht seine Zugehörigkeit zu einer bestimmten Religionsgemeinschaft, zum Judentum, zu dem er sich bekennt. Ich meine religio im ursprünglichen Sinn ihrer Bedeutung als Bindung an Gott und als Hingabe an seinen Willen. Die Gotteskindschaft aller Menschen ist ihm kein frommes Gleichnis, sondern eine Realität, die die Forderungen gegenseitiger Liebe und brüderlicher Gemeinschaft an uns stellt. Wer haßt, wer Unrecht tut, wer nicht hilft, wo er Not sieht, versündigt sich nicht nur an seinem Bruder. Er stört Gottes Ordnung. So sagte Gollancz beispielsweise in seiner Rede bei der Gründung der Organisation »Vereinigtes Europa« am 14. Mai 1947 in der Albert-Hall: »Haß ist jede Art der Fessel. Freiheit, wirkliche Freiheit, ist die Freiheit zu lieben und die Freiheit, ein Bruder zu sein.«

Sein ganzes Schrifttum ist gezeichnet vom Glauben an das Gebot der Brüderlichkeit, vom Gefühl der Verpflichtung allen Notleidenden gegenüber und von seiner Fähigkeit, fremdes Leid wie eigenes zu empfinden. Gollancz schildert, wie ihn als Schüler am Vorabend des Sabbat der Heimweg durch Londoner Elendsquartiere geführt hat. Der Schmutz, die Armut, die Trostlosigkeit, denen er hier begegnete, die schon den Kindern, die hier aufwuchsen, ihren Stempel aufdrückten, prägten sich seinem Bewußtsein unauslöschlich ein. Eine soziale Ordnung, in der dies möglich war, konnte nicht gerecht sein, und deshalb suchte Gollancz nach Wegen, wie man um der Menschen willen die Welt ändern könnte. So kam er zum Sozialis-

mus, dessen mannigfache Spielarten er durchlief und in seinem politischen Wirken fruchtbar machen wollte. Sein Sozialismus ist aber wohl immer ein Sozialismus eigener Art und Prägung gewesen. Er hat dabei immer an dem Glauben festgehalten, »daß die menschliche Persönlichkeit heilig ist und daß jeder Mensch, Mann oder Frau, vor Gott ein unveräußerliches Recht auf freie Entwicklung seiner ihm gegebenen Möglichkeiten hat.« Und weiter sagt er, Freiheit sei »das Ziel, die eigentliche Freiheit zu erlangen, die Freiheit ..., ganz und wahrhaftig ein Mensch zu sein.« Seine Ideenwelt gründet in der abendländischen Geistesgeschichte, wie sie sich aus der Verschmelzung von Wesenselementen des Judentums, des Christentums und des Humanismus entwickelt hat.

Geistigen, kulturellen und auch politischen Strömungen gegenüber, die meiner Auffassung widersprechen, schreibt Gollancz, muß ich tolerant sein, weil ich als Mensch in meiner Unvollkommenheit ja bestenfalls im Besitz einer Teilwahrheit sein kann. Erst aus der Zusammenschau aller, auch der widersprüchlichsten Auffassungen, kann sich die Wahrheit herauskristallisieren, der nachzustreben uns aufgegeben ist. So ist das liberale Element in der Persönlichkeit von Victor Gollancz ebenfalls religiös und ethisch begründet.

Schon sehr früh drängte es ihn, seine Gedanken anderen mitzuteilen und in die Wirklichkeit umzusetzen. Nach seinen Studien in Oxford, die sehr breit angelegt waren und die christliche Theologie ebenso einbezogen wie die klassischen Sprachen und englische Literatur, ging er als Lehrer nach Repton. Wenn auch dieser erste Versuch, wie Gollancz selbst sagt, scheitern mußte, so brachte er ihm doch neuen Gewinn: Er entdeckte an seinen Schülern, daß in jedem Menschen ein guter Kern stecke, der trotz vieler Schwächen »nach Berührung und Vereinigung mit dem Schönen und Guten« strebe. Diesen guten Kern wollte er ansprechen und im Unterricht, aber auch in der persönlichen Auseinandersetzung mit seinen Schülern entwickeln und fördern. Als er erkannte, daß die Schule nicht sein Arbeitsfeld war, entschloß er sich, politische Bücher zu schreiben und zu verlegen, und damit hatte er seinen eigentlichen Beruf gefunden.

Ich kann hier nicht seinen ganzen Weg als Schriftsteller und Verleger aufzeigen. Einiges von dem, was besonders bedeutsam für ihn er-

scheint, soll aber herausgegriffen werden. Er wollte das politische Buch in alle Kreise der Bevölkerung bringen, besonders in die Arbeiterschaft. Durch die Beschäftigung mit den politischen Problemen ihrer Gegenwart sollten die Menschen in die Lage versetzt werden, im demokratischen Staat mitzuarbeiten und Mitverantwortung zu übernehmen. So gründete er den »Left-Book-Club« als eine Buchgemeinschaft für politische Literatur. Diese Buchgemeinschaft richtete sich in erster Linie gegen das Erstarken des Faschismus in Europa und sollte im englischen Volk ein Bollwerk gegen das Vordringen solcher Ideen aufrichten. Es ist die Tragik des »Left-Book-Club«, daß er Victor Gollancz, den fanatischen Anhänger der Freiheit, vorübergehend in die Nähe der Kommunisten brachte. Es wurde ihm der Vorwurf gemacht, der »Left-Book-Club«, als dessen »Zaren« man Victor Gollancz bezeichnete, habe zeitweise »ziemlich schamlose kommunistische Propaganda« betrieben. Dem müssen wir gerechterweise entgegen, daß Gollancz Bücher geschrieben und verlegt hat, weil er alle Kräfte gegen Hitler und den an Boden gewinnenden Faschismus zusammenfassen wollte. Als das schändliche Zusammenspiel der Kommunisten mit Hitler bei Ausbruch des zweiten Weltkrieges offensichtlich wurde, prangerte er sofort die Doppelzüngigkeit der Kommunisten an und wies auf ihren Anteil an der Kriegsschuld hin. Das Buch »The betrayal of the left« ist ein hervorragendes Zeugnis für den ausgeprägten Willen zur Ehrlichkeit, der in Victor Gollancz' Werk immer wieder zutage tritt. Auch an anderer Stelle und in anderem Zusammenhang hat er sich selbst oft schonungslos dargestellt und seine Irrtümer aufgedeckt. Man hat manchmal den Eindruck, daß er sich vieles vom Herzen schreibt, um nachher, dadurch freier und gelöster geworden, sich der gewählten Aufgabe wieder mit neuer Kraft widmen zu können.

Mit dem »Left-Book-Club« hatte sich Gollancz ganz in den Dienst des Friedens gestellt. Er haßte den Krieg und schrieb gegen jede Anwendung von Gewalt. Als er aber sah, daß es nicht möglich war, durch ständiges Nachgeben und Verzicht auf Anwendung von Macht dem erpresserischen Vordringen Hitlers Widerstand zu leisten, entschied er sich doch für das Aufgebot der Gewalt. In einem Artikel der Monatsschrift des »Left-Book-Club« schreibt er wenige Tage vor der Münchner Konferenz 1938: Es müßten sich alle Staatsbürger, Arbeiter und Soldaten in

den Dienst des Krieges stellen, falls er unvermeidlich sei. Gleichzeitig aber fügt er hinzu, was einzig und allein Sinn eines solchen Krieges sein könne: die Zerstörung des sozialen und politischen Systems des Faschismus - nicht aber die Vernichtung des deutschen Volkes. Sein Aufruf schließt mit der weitblickenden Forderung: »Der Fluch von Versailles darf sich nicht wiederholen.« Als ein Jahr später der Zweite Weltkrieg beginnt, weil die Vermessenheit Hitlers keine Grenzen mehr kennt, stellt sich Victor Gollancz unverzüglich der neuen politischen Aufgabe. Er wird zu einem für seine Regierung häufig unbequemen Mahner und für die englische Öffentlichkeit so etwas wie ein ständiger Gewissensanruf. Seinen Kampf gegen den Faschismus verbindet er mit dem Kampf gegen Haß und Verblendung. Seinen Mitbürgern sagt er, sie sollten nicht Hitler und den Nationalsozialismus mit dem deutschen Volk identifizieren. Im Gegenteil: die Deutschen litten selbst unter einer despotischen Herrschaft, die ihre Freiheit und Menschenwürde mit Füßen trete. Immer dann, wenn er Verbrechen Hitlers und seiner Werkzeuge geißelt, gedenkt er gleichzeitig jener Deutschen, die trotz aller Hoffnungslosigkeit und Ausichtslosigkeit aktiven oder passiven Widerstand leisten. Aber auch die anderen, die Trägen und Mutlosen, die nicht die Kraft aufbringen, sich dem nationalsozialistischen Regime zu widersetzen, nimmt er in Schutz.

»Stellen Sie sich vor, Sie seien ein Deutscher!« ruft er und stellt die Frage, wer denn in England so furchtlos und tapfer gewesen wäre, so beherzt und opferwillig, einem System totalitärer Unterdrückung zu widerstehen. Er schreibt: »Sie haben gräßliche Gerüchte darüber gehört, was in den Gefängnissen und Konzentrationslagern vor sich geht. ... Überall eine Atmosphäre von Geheimnis und Grauen; aber man erfährt nichts Genaueres, denn es gibt keine freie Presse, keine freie Diskussion, nicht einmal ein freies Privatgespräch. ... Sie wissen, daß jedes Wort der Kritik, eine indiskrete Frage schon, für Sie ein furchtbares, kaum vorstellbares Schicksal heraufbeschwören kann. Und wenn Sie Kinder haben, dann auch für diese. Was können Sie tun? Sie können versuchen, die Wahrheit über die Konzentrationslager zu erfahren, obwohl Sie genau wissen, daß Sie schon durch einen solchen Versuch mit Wahrscheinlichkeit Ihren Haftbefehl erwirken. Bleiben Sie noch verschont, so können Sie sich einer Widerstandsgruppe an-

schließen, diesmal mit der Gewißheit, daß nur ein Wunder Sie retten kann. Werden Sie so handeln? Wenn Sie ein Held sind, ja; wenn nicht, nein. Sind Sie ganz sicher, daß Sie ein Held sind? Wenn Sie darüber den geringsten Zweifel hegen, lesen Sie in der Bibel im Johannes-Evangelium, Kapitel 8, Vers 7, und werfen Sie nicht den ersten Stein.«

Daß Victor Gollancz schon während des Krieges seinen Landsleuten diesen Geist des Verstehenwollens und der Bereitschaft zur Aussöhnung vorlebte, ist eines der schönsten Zeugnisse für die Größe und Moralität seiner Persönlichkeit. Daß er es tun konnte in einem Land, das mit Deutschland im Kriege lag, und das nur durch die Aufbietung aller Kräfte in der Lage war, dem faschistischen Ansturm zu widerstehen, ist gleichzeitig ein Beweis für die tiefe Verwurzelung freiheitlichen Denkens im englischen Volk, an dem Victor Gollancz mit großer Liebe hängt und als dessen Angehöriger er sich immer gefühlt hat. Nach der Gründung des Staates Israel entstand, wie er es nennt, das »Gerede« von einer zweiseitigen Loyalität der Juden. »Meint Ihr wirklich«, schreibt er, »daß mein Stolz darauf, mit 48 Millionen anderer Engländer der Erbe der englischen Tradition der Freiheit zu sein, geringer geworden ist, weil ich auf die soziale Gerechtigkeit und die selbstlose Zusammenarbeit in den Kollektivfarmen Palästinas stolz bin?« In einem Land, in dem die Demokratie in jahrhundertelanger Entwicklung organisch wachsen konnte, wo Freiheit des einzelnen und sein Recht auf freie Meinungsäußerung selbstverständlich sind, war es möglich, auch die Stimme der Versöhnung laut werden zu lassen. Wir Deutsche, die wir in diesem Jahrhundert zum zweiten Mal den Versuch unternahmen, demokratisches und freiheitliches Denken dauerhaft in unserem Bewußtsein zu verankern, können Ihrem Land, verehrter Herr Gollancz, und Ihnen unsere Bewunderung nicht versagen.

Sicherlich hat das, was er in diesen Kriegsjahren schrieb und sagte, Victor Gollancz manche Angriffe seiner Landsleute eingetragen. Aber das ist ja nichts Besonderes. Wesentlicher erscheint mir, daß ihn keine Zensur daran hinderte, seinem als richtig erkannten Weg mit allen publizistischen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, treu zu bleiben. Victor Gollancz leistete damit nicht nur uns Deutschen, er leistete auch seinem eigenen Volk und der Menschheit einen Dienst von unschätzbarem Wert: er hat bereits

im Krieg den Frieden vorbereitet.

Victor Gollancz war ein sehr erfolgreicher Verleger. Er ließ Menschen der verschiedensten Auffassungen zu Wort kommen, wenn nur die Ehrlichkeit ihres Wollens glaubhaft war. Damit führte er seine Leser an die eigene Entscheidung heran und machte gleichzeitig die Spannweite der Toleranz und der Freiheit sichtbar. Er war nicht nur Lehrer, er lebte gleichzeitig das Beispiel seiner Lehre selbst vor. Er forderte die Menschen nicht nur auf, gut zu sein, und so den Sinn ihres Lebens zu erfüllen, er zeigte ihnen auch den Weg. Als Beispiel nenne ich Ihnen seine Anthologie »A year of grace«. Mit ihrem weit gespannten Rahmen und mit der Tiefe ihrer einzelnen Betrachtungen ist sie sicherlich vielen Menschen Stärkung und Trost geworden. Wer so auswählen konnte, hat selbst gelernt, sein Ziel zu erkennen und sich ständig darum zu bemühen.

Diese Bemühungen kennzeichnen seine Persönlichkeit und damit auch sein schriftstellerisches Wirken. Er zeigt seinem Leser, daß es ein wunderbares Geschenk ist, ein Mensch zu sein, und hilft ihm, die in ihn gelegten Möglichkeiten auszuschöpfen. Dabei erweist er sich als gewandter Stilist, der es versteht, seine Leser zu fesseln, weil er seine Empfindsamkeit, seine reiche Erlebniswelt und die als zwingend erkannten moralischen Forderungen unauflösbar miteinander verwebt und zur Darstellung bringt.

Victor Gollancz hat mit dem, was er tat, und mit dem, was er schrieb, die Welt reicher gemacht. Ihm dafür zu danken und ihn zu ehren, ist der Sinn dieser Stunde.

Verehrter Herr Gollancz!

Ich hatte zunächst Bedenken, bei der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels die laudatio zu sprechen, weil mir die Würdigung eines publizistischen und literarischen Lebenswerkes von meinem beruflichen Werdegang her nicht leicht fallen kann. Aber die Erinnerung an unsere Begegnung 1947 und an das, was Sie für unser Volk getan haben, bewog mich dazu, den Versuch zu unternehmen. Bei einer so farbigen und so vielschichtig angelegten Persönlichkeit wie der Ihren ist eine vollständige und umfassende Darstellung ohnehin sehr schwer. Wenn Sie ihr aber entnehmen, daß wir Deutsche Ihnen und Ihrem Wirken gerecht werden wollen, ebenso wie Sie unserem Volke gerecht wurden, mögen Sie diesen Versuch als unseren aufrichtigen Dank empfinden.

Victor Gollancz

Dankesrede

Eure Excellenz! Lieber Herr Heuss, Kollegen im Buchhandel! Meine Damen und Herren!

Ich muß um Entschuldigung bitten. Meine Deutschkenntnisse sind bescheiden - sehr bescheiden. Ich glaubte aber, ich würde es schaffen. Ich bin ein *Optimist*. Doch, es gelang mir nicht. Nun bin ich ein *Pessimist*. Ich werde (daher) auf *Englisch* weitersprechen.

I want to begin by telling you a Chassidic story. In case you don't know what that is, the Chassidim were a Jewish sect living in Poland during the eighteenth Century, a sect that combined deeply religious and indeed mystical feeling with a tremendous sense of fun and jollity. A lot of stories have been told about them, and these have been collected by Martin Buber, who was formerly, I think, Professor of Philosophy at the University of Frankfurt and now occupies a similar position at the Hebrew University of Jerusalem.

Well, it is told in one of these stories that a certain Rabbi, who had journeyed to a distant town to take up a new appointment there, locked himself up in a room on arrival, instead of immediately presenting himself to the reception committee, which waited for him outside. Someone heard him pacing endlessly to and fro, and saying repeatedly »What a *wonderful* man I am!« »I am probably the most learned man in the whole of Israel!« »There have been few such saints as I.« When at last the Rabbi emerged, the man who had overheard asked him why he had acted in this extraordinary way.

The Rabbi replied: »It's a very bad thing to feel proud of oneself, particularly when there's no justification for it. Now of course I knew that the reception committee would praise me far beyond my merits, but feared, nevertheless, that when I actually heard what they had to say I should believe them. So I have been saying it myself, over and over again. For no one, you see, can be impressed when he praises himself: and now that I've got used to this exaggeration

by constant repetition from my own lips, there's no danger of my believing it when I hear it from yours.«

That story came into my head when I read the draft of the *laudatio* which your Excellency has just delivered, and which you were kind enough to send me. The only thing, indeed, that restrained me from locking myself up in my library and reciting it over and over again (and even, perhaps, improving on it) was the fear that my wife would think I had gone stark mad and would put me in a lunatic asylum, in which event I couldn't have come here at all.

For while I have been deeply and genuinely moved by what your Excellency has said, I must say, with the greatest gratitude and respect and without any false modesty, that it really *is* far too much. Quite honestly, I have never understood why so much fuss has been made about what, from time to time, I have tried to do with my life, and particularly about what I have tried to do for Germany. I have always thought, indeed, that all this fuss indicates a quite dreadful deterioration, during the course of this century, in the state of the world.

What have I done? I have listened, sometimes, but unhappily by no means always, to the promptings of a very ordinary human heart: hating injustice and oppression and cruelty and violence and war, I have tried, in a tiny way, to do what I could towards mitigating these evils. What is so extraordinary about that? And doesn't it point, as I have said, to a terrible state of affairs that it should be *thought* extraordinary?

Now you must not think, from all this, that I don't enjoy the honour you are doing me tonight. On the contrary, I am enjoying it enormously. It is very pleasant indeed to be the centre of attention, particularly as nothing of the kind is ever likely to happen to me again. In fact, I've been eagerly looking forward to this moment, ever since Herr Wittig flew to London and offered me the prize: and when I heard that a banquet was to follow, my cup of contentment was full. I trem-

ble to think that I almost refused to see Herr Wittig, believing him to have come on some mere publishing business.

I asked Herr Wittig what I ought to talk about tonight, and he said »About how to get peace«. I thought that sounded rather dull, and, as you will notice, I have disobeyed him: I've talked exclusively about myself. And I shall continue to do so, though what I shall have to say may have some bearing on the topic recommended to me by Herr Wittig. What I should like to do is to describe as briefly as possible the development of my spiritual ideas since 1933, though that, I fear, is a rather pompous way of putting it.

Now you may think it strange when I tell you that Adolf Hitler is largely the cause of any development there may have been in me: he, more than anyone, has been my catalyst. From my earliest years I had been sensitive to the suffering of others: and the things that made people suffer - poverty, oppression, injustice and war - had seemed loathsome and intolerable to me. I think it is not too much to say that from the age of nine or ten I had loved gentleness and hated violence.

But for a long time I was uncertain what one ought to do about it all. Which was better, I asked myself; the ordinary way of the world, or the Christian ethic of Charity in all circumstances, of returning good for evil, of loving your enemies and feeding them when they were hungry, of doing to others, not what they actually *did* unto you, but what you *wished* they would do unto you? In other words: tit for tat, or the law of love? I strongly inclined to the Christian ethic, but the inclination was not decisive for my life.

Adolf Hitler changed all that. I remember, as vividly as if it were taking place at this very moment, the illumination that came to me increasingly after Hitler had come to power in this country. As I listened, over the radio, to that raucous voice screaming with passion: as I heard the dreadful hate in it: as I recoiled in horror from the violence, the pride of race, the contempt of others that it so terribly expressed: as I read of the abominable cruelties that were being perpetrated, as I sat comfortably in London, against gentle and honourable men and women, including gentle and honourable Germans, in prisons and concentration camps; and when I read finally that millions of my brethren - my

brethren not merely because they were Jews, but because they were men - when I read that their fair human bodies were first being tortured and then reduced to bone and ashes: then I *knew* what I had always *nearly* known. Should one add to this evil by doing evil, in a minor way, oneself? Or should one meet the evil by putting out every scrap of the opposite that one could discover in one's nature - every scrap of love, every scrap of gentleness, every scrap of forgiveness? There was only one possible answer: an answer that came, not as a result of any logical argument, but out of the depths of the human nature common to us all, a nature in which God has implanted, however infinitesimally, a trace of Himself. And something else happened to me then. I realised that if there had been more gentleness and love in the world, Hitler might not have been Hitler. He was what life and the world had made him. I remembered that, in the words of William Blake, »Every criminal was once an Infant Joy«. And so I could not hate Hitler: and so in this Hall, which was once a Church, I say, from the bottom of my heart,

»May his tormented soul rest in peace«.

*

Your Excellency, ladies and gentlemen, I thank you for the honour you have done me in giving me this prize. If, in some parts of my short speech, I have spoken frivolously, that is because I wished, if I could, to hide the depths of my emotion. Peace, all my life, has been something I have longed for as a man longs for his lover: and that you should have recognised that I have striven, in my tiny way, to win her for the world is precious beyond words to me.

And to you, your Excellency, I owe my special thanks for your gracious wish to present the prize to me in person. I remember very well our talks in the dark days of 1947, and I rejoice to think that we should now meet again in these happier circumstances. And, when speaking of my gratitude to you, I should like to celebrate another gratitude, I mean the gratitude of the German people to me.

Die Tausende von Briefen, die ich seit dem Ende des Krieges empfang, und noch immer empfang, haben mich unbeschreiblich tief ergriffen. Denn, um den Dichter William Blake noch einmal zu zitieren: »Dankbarkeit ist der Himmel selbst« - »Gratitude is heaven itself«.

Eure Exzellenz! Lieber Herr Heuss! Kollegen im Buchhandel! Meine Damen und Herren!

Ich muß um Entschuldigung bitten. Meine Deutschkenntnisse sind bescheiden - sehr bescheiden. Ich glaubte aber, ich würde es schaffen. Ich bin ein Optimist. Doch, es gelang mir nicht. Nun bin ich ein Pessimist. Ich werde daher auf Englisch weitersprechen.

Ich möchte zu Beginn eine chassidische Geschichte erzählen. Die Chassidim waren - falls es hier nicht bekannt sein sollte - eine jüdische Sekte; diese Sekte lebte im achtzehnten Jahrhundert in Polen und vereinigte tiefe religiöse und echte Gefühle des Mystizismus mit einem erstaunlichen Sinn für Fröhlichkeit. Es gibt eine Menge Geschichten über sie. Martin Buber, der, wenn ich mich recht erinnere, früher Professor der Religionswissenschaft an der Frankfurter Universität gewesen ist und jetzt einen Lehrstuhl an der hebräischen Universität von Jerusalem einnimmt, hat sie gesammelt und publiziert.

In einer dieser Geschichten wird von einem Rabbiner erzählt, der in eine fremde Stadt reiste, um ein neues Amt zu übernehmen. Ein Empfangskomitee erwartete ihn vor der Türe des Rabbinats. Der Rabbiner ließ jedoch das Empfangskomitee unbeachtet, begab sich sofort ins Zimmer, schloß es ab, und auf- und abgehend hörte man ihn wiederholt sagen: »Was für ein wunderbarer Mann bin ich doch!« »Ich bin wahrscheinlich der größte Gelehrte im ganzen Volk Israel!« »Wenige solche Heilige hat es gegeben, wie ich es bin!«

Als er schließlich erschien, wurde er von einem, der seine Ausrufe gehört hatte, gefragt, was dieses ungewöhnliche Betragen eigentlich bedeuten sollte.

Der Rabbiner erwiderte: »Es ist nicht gut, mit Stolz von sich selbst zu denken, insbesondere, wenn er nicht gerechtfertigt ist. Ich weiß natürlich, daß das Empfangskomitee mich weit über meine Verdienste loben wird, und ich fürchte, ich würde am Ende wirklich glauben, was es sagt. Da aber Selbstlob einem selbst keinen Eindruck macht, so habe ich mir immer wieder selbst diese Übertreibungen vorgeredet, die ich zu hören bekommen werde, und ich bin nun außer Gefahr, daß ich ihnen glauben könnte.«

Diese Geschichte kam mir in den Sinn, als ich den Entwurf der *laudatio* las, die Eure Exzellenz soeben verlesen hat und so gütig war, mir zu senden. Die einzige Überlegung, die mich

hinderte, mich in meinem Bibliothekszimmer einzuschließen und die Lobpreisungen, die mir zuteil wurden, mit vielleicht einigen Vervollkommnungen immer wieder zu rezitieren, war die Angst, meine Frau würde glauben, ich sei verrückt geworden, und mich in ein Irrenhaus bringen, in welchem Fall ich außerstande gewesen wäre, hierher zu kommen.

Obwohl ich tief und aufrichtig von allem ergriffen bin, was Eure Exzellenz sagte, muß ich in größter Dankbarkeit und mit allem Respekt und ohne falsche Bescheidenheit doch sagen: es trifft kaum zu. Um ganz offen zu sein: ich habe niemals verstanden, warum von Zeit zu Zeit soviel Aufhebens von den Dingen gemacht wurde, die ich unternommen hatte, insbesondere davon, was ich für Deutschland zu tun versucht habe. Daß soviel Aufhebens davon möglich war, erschien mir, wie ich immer sagte, geradezu als ein Symptom des argen moralischen Niederganges der Welt seit dem Beginn dieses Jahrhunderts.

Was habe ich getan? Ich bin einfach dem Drange eines ganz gewöhnlichen menschlichen Herzens gefolgt, wenn ich im Haß gegen Unrecht und Unterdrückung, gegen Grausamkeit, Gewalttat und Krieg versucht habe, so gut ich es konnte und so wenig es auch war, diese Übel zu mildern. Was ist so Außerordentliches daran? Wenn solches Bemühen ungewöhnlich erscheint, ist dies nicht ein Anzeichen, wie ich sagte, eines traurigen Niederganges?

Aber ich bitte Sie, meine Damen und Herren, von alledem nicht anzunehmen, daß ich die Ehrung, die Sie mir hier erweisen, nicht voll empfinde. Ganz im Gegenteil! Sie ist mir eine ganz große Freude. Es ist in der Tat ein großes Vergnügen, im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu stehen, um so mehr, da es höchst unwahrscheinlich ist, daß es sich je wiederholen sollte. Ich habe diesem Moment erwartungsvoll von dem Augenblick an entgegengesehen, als Herr Wittig nach London kam und mir den Friedenspreis anbot. Und als ich hörte, daß dem Festakt ein Bankett folgen sollte, war der Kelch der Befriedigung bis zum Rande voll. Ich zitterte, daran zu denken, daß ich es fast abgelehnt hätte, Herrn Wittig zu empfangen, weil ich glaubte, er käme allein in Angelegenheiten von Verlagsgeschäften zu mir.

Ich hatte Herrn Wittig gefragt, worüber ich hier heute sprechen sollte; seine Antwort war: »Wie die Welt zum Frieden kommen könne«.

Dies schien mir eher ein langweiliges Thema, und ich habe, wie Sie, meine Damen und Herren, wohl bemerkt haben, seinen Rat nicht befolgt. Ich habe ausschließlich über mich selbst gesprochen und will darin sogar fortfahren, zumal einiges darin eine Beziehung zum Thema haben mag, das mir Herr Wittig vorgeschlagen hat. Ich möchte, so kurz wie möglich, meine geistige und moralische Entwicklung seit 1933 schildern - so pompös das, fürchte ich, auch klingen mag.

Es mag Ihnen, meine Damen und Herren, seltsam erscheinen, wenn ich bekenne, daß Adolf Hitler in großem Maße die Ursache meiner geistigen und moralischen Entwicklung gewesen war; er war, mehr als irgendeiner, mein Katalysator. Von meiner frühesten Jugend an war ich für die Leiden anderer sehr empfindlich. Armut, Unterdrückung, Unrecht und Krieg - diese Dinge, die den Menschen Leiden auferlegen - schienen mir hassenswert und unerträglich. Ich darf vielleicht sagen, daß ich seit meinem neunten oder zehnten Lebensjahr bewußt Güte geliebt und Gewalt gehaßt habe.

Aber lange Zeit war ich im Ungewissen, was man angesichts dieser Übel tun sollte. Was war besser, so fragte ich mich: die Dinge gehen lassen, wie sie nun einmal in der Welt sind, oder die christliche Ethik der Bruderliebe? Ich meine Bruderliebe in ihrem umfassendsten Sinn - begegne Üblem mit Güte, liebe deine Feinde, ernähre sie, wenn sie hungrig sind, tue den anderen, nicht was sie dir wirklich getan, sondern was du wünschst, sie würden dir tun. Mit anderen Worten: was war besser: der Grundsatz: wie du mir, so ich dir, oder das Gesetz der Liebe? Ich neigte der christlichen Ethik zu, aber sie war für meine Lebensführung nicht entscheidend.

Es war Adolf Hitler, der es entschied. Ich erinnere mich so lebhaft, als würde es sich soeben zugetragen haben, an die immer stärker durchdringende Erleuchtung, die mich nach Hitlers Machtergreifung in Deutschland überkam. Wenn ich im Rundfunk seine gellenden, böartigen Schreie hörte, bebte ich in Schaudern und Entsetzen vor der Brutalität, dem Rassenstolz, der Verachtung, die sich in dieser Orgie des Hasses offenbarte, zurück; wenn ich in der Behaglichkeit meines Londoner Heimes von den unsagbaren Grausamkeiten las - Grausamkeiten in den Gefängnissen und Konzentrationslagern gegen gute und anständige Männer und Frauen, auch gute und anständige Deutsche; und

wenn ich schließlich las, daß die menschlichen Körper von Millionen meiner Brüder - meiner Brüder, nicht allein weil sie Juden waren, sondern weil sie Menschen waren - erst gefoltert, dann zu Asche verbrannt wurden, dann wußte ich, was mir immer nahezu bewußt gewesen war - nämlich: soll zu dieser Untat jene hinzugefügt werden, die, so gering sie auch sein mag, man selbst verübt, oder sollte man nicht mit jeder Faser seines Willens dem Übel sein Gegenteil entgegensetzen - soviel Liebe, soviel Güte, soviel Verzeihen, als in einem nur schlummert? Auf diese Frage gab es nur eine einzig mögliche Antwort, eine Antwort, die sich nicht von einem logischen Argument ableitete, sondern die aus der Tiefe der menschlichen Natur kam, die uns allen gemeinsam ist - einer Natur, in die Gott eine Spur seines eigenen Wesens eingepflanzt hat.

Und dann wurde mir noch etwas anderes klar. Ich erkannte, gäbe es mehr Güte und Liebe in der Welt, Hitler wäre vielleicht nicht ein Hitler geworden; er wurde, was das Leben und die Welt aus ihm gemacht hatten. Ich erinnerte mich an die Worte William Blakes: »Every criminal was once an Infant Joy« - jeder Verbrecher war als ein Kind die fleischgewordene Freude. Ich konnte Hitler nicht hassen. Und von der Tiefe meines Herzens sage ich nun in dieser Halle, die einst ein Gotteshaus war: »Möge seine gequälte Seele in Frieden ruhen.«

*

Eure Exzellenz, meine Damen und Herren! Ich danke Ihnen für die Ehre, die Sie mir durch die Zuteilung des Friedenspreises erwiesen haben. Wenn ich in meiner kurzen Rede zuweilen auch einen leichteren Ton angeschlagen habe, so doch nur, weil ich die Tiefe meiner Gefühle zu verbergen wünschte. Friede war durch mein ganzes Leben das, wonach ich mich gesehnt habe, wie ein Mann, der sich nach seiner Geliebten sehnt. Daß Sie, meine Damen und Herren, meine so bescheidenen Bemühungen, der Welt den Frieden zu gewinnen, anerkannt haben, ist kostbar für mich über alle Worte.

Eurer Exzellenz schulde ich ein besonderes Wort des Dankes für den gütigen Wunsch, mir den Friedenspreis selbst zu überreichen. Ich erinnere mich lebhaft unserer Gespräche in den düsteren Tagen des Jahres 1947, und welche Freude ist es mir, daß wir uns unter diesen

glücklicheren Umständen wieder treffen! Und da ich von meiner Dankbarkeit für Sie spreche, Eure Exzellenz, so möchte ich gerne eine andere Dankbarkeit preisen, ich meine die Dankbarkeit des deutschen Volkes. Die Tausende von Briefen, die ich seit dem Ende des Krieges empfangen und noch immer empfangen, haben mich unbeschreiblich tief ergriffen. Denn, um den Dichter William Blake noch einmal zu zitieren: »Gratitude is heaven itself« - Dankbarkeit ist der Himmel selbst.

Diese Texte sind urheberrechtlich geschützt. Der Nachdruck und jede andere Art der Vervielfältigung als Ganzes oder in Teilen, die urheberrechtlich nicht gestattet ist, werden verfolgt. Anfragen zur Nutzung der Reden oder von Ausschnitten daraus richten Sie bitte an m.schult@boev.de.

Durch die Digitalisierung der Texte können Fehler aufgetreten sein. Falls Sie Fehler entdecken, wären wir Ihnen für eine kurze Mitteilung dankbar.